

MICHAEL TRÜMPER
Das letzte Lächeln der Götter
Teil 1

Herstellung und Verlag:
Book on Demand GmbH
Norderstedt

Ebenfalls bei BOD erschienen:

Die dunkle Seite des Feuers, ISBN: 978-3-8391-6899-8
Historischer Roman vor dem Hintergrund des Neronischen Brandes

Im Schatten Jerusalems, ISBN: 978-3-8391-6719-9
Historischer Roman vor dem Hintergrund des Jüdischen Krieges

Nele und Glücksbär, ISBN: 978-3-8391-6876-9
Ein Kinderbuch- auch für Erwachsene

Über den Autor: Michael Trümper, Jahrgang 1963 schreibt seit vielen Jahren insbesondere Historische Romane. Er arbeitet als selbstständiger Architekt und lebt mit seiner Frau, Tochter, Pferden und Katzen nahe Nürnberg. Sein besonders Interesse galt schon immer der römischen Kaiserzeit und der Frage was ein solches Reich zum Einsturz brachte.

DAS LETZTE LÄCHELN DER GÖTTER

Die Bücher des Flavius Pictor

Teil I : Das Buch Julian

geschrieben zu Rom, 380 n. Chr.

Eine spätrömische Geschichte

BOD

Gewidmet meinem Kollegen Siegfried Obermeier,
der mir den Mut bestätigt hat zu schreiben,
in Dank
für seine wundervollen historischen Romane,
die mir Anregung und Vorbild sind

Es ist, bei den Göttern, mein Wille, dass die Galilaer weder getötet noch zu Unrecht geschlagen werden, noch sonst eine Unbill erleiden;
Jedoch erkläre ich, dass die Verehrer der Götter durchaus den Vorrang vor Ihnen haben müssen.

Denn wegen der Torheit der Galilaer wäre um ein Haar alles umgestürzt worden,

durch die Huld der Götter aber sind wir alle gerettet.

Daher soll man den Göttern und den sie verehrenden Menschen und Gemeinden Ehre erweisen.

Flavius Claudius Julianus, Kaiser, Augustus und Pontifex Maximus

Keinen guten Charakter schien mir zu verraten sein wenig fester Nacken, seine zuckenden, schaukelnden Schultern, seine leidenschaftlichen, unruhigen Augen, sein aufgeregter Blick, sein nervöser Gang, seine Nase, die Hochmut und Geringschätzung zeigte, sein verächtlicher Gesichtsausdruck, der die gleiche Gesinnung verriet, sein ungezügelt, erschütterndes Lachen, sein unbegründetes Zunicken und Abweisen, sein stockendes, durch Atmen unterbrochenes Sprechen, sein ungeordnetes, törichtes Fragen, seine nicht besseren Antworten, welche sich widersprachen und Klarheit, Konsequenz und Bildung vermissen ließen.

Bischof Gregor von Nazianz, Studienkollege des Kaiser Julian in Athen

Zu der Zeit, als Flavius Gratianus der Augustus des Westens war und den Göttern Roms abschwor indem er den Altar der Viktoria aus der Curia des Senates entfernen ließ und alle Unterstützung der alten Kulte des Staates untersagte und den Tempel der Vesta seines großen Schatzes beraubte, zu der Zeit also als die ehrenwerten vierhundert Männer Roms durch diese Maßnahmen auf das Äußerste um das Wohlergehen des Reiches besorgt waren, erschütterte zudem eine unheilvolle Mordserie die Stadt, die Opfer aber waren die Führer eben der alten Kulte, die Rom einst stark gemacht hatten.

Die einen meinten die Christen, die anderen den Kaiser Gratian, wieder andere Irrsinnige oder sogar Dämonen als Täter auszumachen.
Flavius Pictor, Historiker und Geschichtsschreiber in Rom im Jahre der neuen Zeitrechnung 380 n. Chr.

Die wichtigsten Personen

Im Buch des Flavius Piktor über Julian, bis 363 n. Chr.:

Konstantin der Große, Römischer Kaiser, 306 – 337 n.Chr.

Constantius II, Römischer Kaiser, 337 – 361 n.Chr.
Vorgänger und Onkel des Julian

Flavius Julianus, Kaiser, 361 – 363 n. Chr.

Libianos, Lehrer des Julian

Gallus , Halbbruder des Julian

Vettius Agorius Praetextus, Präfekt der kaiserlichen Leibgarde
des Kaisers Julian

In Rom im Jahre 380 n. Chr.:

Quintus Aurelius Symachus, Stadtpäfekt der Stadt Rom

Glabrio, Konsul des Jahres 380 n. Chr.

Flavius Piktor, Historiker, Verfasser des Buches über Julian

Lucia, seine Frau

Flavius Gratianus, Römischer Kaiser des Westens
367 – 383 n.Chr.

Damasus, Papst, Bischof von Rom

Ambrosius , Bischof von Mailand, Legat des Papstes
Am kaiserlichen Hof in dieser Stadt

Decimus Laberius , Senator in Rom, Spion des Kaisers
Gratian

Marcus Aemilius Lepidus, Senator und Polizeiädil in Rom,
der Schwiegervater des Flavius Piktör

Aulus Plautius, Oberster Priester des Jupiter in Rom

Eine kurze Einleitung zum besseren Verständnis

Im niedergehenden Rom des Jahres 380 n.Chr., nur 30 Jahre vor der Eroberung der ewigen Stadt durch die Westgoten des Königs Alarich, lebt der Schriftsteller und Historiker Flavius Pictor mit seiner noch sehr jungen, lebhaften und sich für Wagenrennen begeisterten Frau Lucia.

Er, der selbst Grieche aus Konstantinopel ist, hat den letzten heidnischen Kaiser Julian, der von den Christen Apostata, der Abtrünnige, genannt wird, weil er das römische Reich wieder den alten Göttern zuführen wollte, auf seinem Feldzug in Persien begleitet und stand als blutjunger Adjutant des Reiterpräfekten Vettius Praetextus an Julians Sterbebett, als dieser Kaiser im Alter von nur dreiunddreißig Jahren seinen Tod auf den Schlachtfeldern der endlosen persischen Steppe fand.

Flavius, selbst Heide und noch immer Freund und treuer Verehrer des toten Julian, beschreibt in mehreren Büchern dessen Leben und versucht zugleich den Konflikt zwischen der erstarkenden, machtbewussten christlichen Kirche und den althergebrachten heidnischen Kulturen zu kommentieren, immer bemüht, dabei unparteiisch zu bleiben.

Dieses Werk zu schreiben ist für ihn auch siebzehn Jahre nach dem Tod des Julian nicht ganz ungefährlich, denn der neue Kaiser Gratian ist ein fanatischer Christ und versucht den alten Kulturen zu schaden, wo er nur kann.

Immer wieder auch wird er vom Niederschreiben seines historischen Werkes durch eine furchtbare Serie bestialischer Morde an den höchsten Priestern der alten Kulte abgehalten, denn sein Schwiegervater, der Senator Marcus Aemilius Lepidus, wird in seiner Eigenschaft als Ädil dieses Jahres vom überwiegend heidnischen Senat mit der Aufklärung der Verbrechen beauftragt und zieht Flavius immer tiefer mit in den mörderischen Fall hinein.

Zu gleicher Zeit wird der widerstrebende Flavius auch vom alten Papst Damasus und dessen undurchsichtigen und ehrgeizigen Legaten Ambrosius mit der Klärung der Morde beauftragt, da beide eine erneute blutige

Verfolgung der Christen durch die aufgebrachte heidnische Bevölkerung Roms befürchten müssen, denn diese haben die Christen bereits als die einzig Schuldigen ausgemacht.

Die Reihe der Verdächtigen ist lang, doch immer scheinen die Täter ihren Verfolgern einen Schritt voraus und ein Führer der heidnischen Kulte nach dem anderen findet einen schrecklichen Tod.

Die Zeit läuft Marcus und Flavius davon, denn die Unruhe unter den aufbrausenden, leicht zu erregenden Römern nimmt zu.

Prolog

„Heute Abend, heute Abend beginnen wir!“.

„Es ist alles bereit, Herr, alle wissen, was zu tun ist!“.

„Haben alle die Waffen?“.

„Ja, Herr. Dolch, Schwert, einige mit Knüppeln“.

„Die Kleidung?“.

„Lange Gewänder. Wir haben sie von einem alten Juden besorgt!“.

„Ein Zeuge?“.

„Nicht mehr, Herr!“.

„Habt ihr genug Pech besorgt?“.

„Genug um eine große Galeere damit zu bestreichen!“.

„Das Kreuz?“.

„Eine gute Arbeit, sehr stabil. Ein Zimmermann aus Ostia hat es gemacht“.

„Ein Zeuge?“.

„Auch der nicht mehr, Herr!“.

„Gut, sehr gut, geh jetzt zu deinen Männern und halte dich bereit. Ich werde zu dir schicken lassen. Ich bin sehr zufrieden, sag das deinen Männern!“.

„Ich danke dir, Herr!“.

„Du bist sicher, dass es richtig ist, was wir vorhaben?“.

„Fang nicht schon wieder an, wir haben das oft genug besprochen!“.

„Gibt es keinen anderen Weg? Ich bitte dich, denk noch einmal nach!“.

„Hör auf, hör endlich auf! Wieviele Tage, wie viele endlose Nächte haben wir alles abgewogen, das Für, das Wider, das Ob und das Wie! Ich sehe noch immer keine andere Möglichkeit, so sehr mich all das, was wir tun müssen, schmerzt! Und doch, du wirst sehen, auch wenn der Weg schmerzvoll sein wird, er wird zum Ziel führen. Die Opfer selbst würden es verstehen, könnten wir ihnen es erklären! Also hör auf mit deinen endlosen Zweifeln!“.

„Versteh mich doch, es sind so viele, die sterben werden, so viele!“.

„Ich verstehe dich. Und nun, hör auf!“.

„Denk an die Familien, an die Kinder, die ohne Vater, ohne Mutter sein werden, vielleicht sogar werden wir die Kinder selbst töten müssen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen!“.

„Ich denke an die Menschen, ich denke an sie! Deswegen werde ich auch tun, was wir geplant haben, eben wegen der Menschen! Wenn du zu weich bist geh!“.

„Nein, nein, ich“.

„Hörst du, geh einfach. Geh jetzt, jetzt wo noch Zeit ist. Jeden anderen als dich würde ich für seine Zweifel und wegen seines Wissens jetzt töten, glaub mir. Vielleicht sollte ich es tun. Einer mit solchen Zweifeln wie du, ist eine Gefahr für den ganzen Plan, für die Sache!“.

„Vielleicht wäre es tatsächlich besser, du würdest es tun!“.

„Nein. Nein, ich brauche dich noch, du bist zu wertvoll. Außerdem, ich weiß genau, wenn wir begonnen haben und du siehst, was passiert, wirst du verstehen, dass die Opfer notwendig sind!“.

„Vielleicht hast du recht, ich bin eben nicht ein Mensch, der den Tod anderer gut ertragen kann! Verzeih mir, ich weiß, wir haben schon so oft darüber gesprochen, es gibt keinen anderen Weg. Ich werde jetzt gehen. Ja, es ist besser ich gehe jetzt. Ich wünsche uns Glück für diese Nacht!“.

„Wir sehen uns dann morgen, du wirst sicher bald hören, wie alles gegangen ist!“.

„Gut bis morgen dann!“.

„Für dich, eine ruhige Nacht!“.

„Ich hätte ihn doch besser töten sollen!“.

Eine warme, schweißtreibende, schwüle Nacht hatte sich schon vor Stunden über die in tiefer Dunkelheit daliegenden, verwinkelten, engen Straßen Roms gelegt. In einer solchen Nacht war auch nach all den Jahrhunderten noch zu erahnen, dass die mächtige Stadt einst aus sieben kleinen Bauerndörfern zu dem zusammengewachsen war, was die ganze bekannte Welt noch immer ehrfurchtsvoll das Haupt der Welt nannte. Mietshaus an Mietshaus reihte sich entlang der schwarzen Gassen, in die auch am Tage kaum einmal ein Sonnenstrahl dringen konnte. Scharf roch es nach den Ausdünstungen der vielen, in den hohen Häusern schlafenden Menschen. Über allem lag eine beinahe unwirkliche Stille, die Fuhrwerke, die nur Nachts in den Gassen fahren durften um ihre Ladungen abzuliefern oder abzuholen, hatten sich schon wieder aus der Stadt zurückgezogen. Die letzten Nachtschwärmer hatten trotz ihrer Trunkenheit ihr Zuhause gefunden. Die ersten morgentlichen Arbeiter waren noch nicht aufgestanden um ihre frühen Geschäfte aufzunehmen. Es war die Zeit zwischen Nacht und Tag. Eine ausgegamelte, dunkelgraue Hündin hatte sich müde mit ihrem frischen Wurf am Fuß eines kleinen, immerfort frisches Wasser ausspeienden Straßenbrunnens niedergelassen und bewachte halb vor sich hindämmernd ihre unansehnlichen Jungen, hin und wieder die Ohren spitzend, wenn sie etwas wahrnahm, ein Geräusch, einen Geruch. Aufmerksam spitzte sie ihre in zahllosen Kämpfen halb abgebitenen Ohren als sie eine Gruppe Menschen schnell näherkommen hörte, deren Fackeln bald schon die Dunkelheit der kleinen Straßenkreuzung ein wenig erhellten. Schützend stellte sie sich vor ihren räudigen Wurf, als der kleine Zug immer näher kam, zwei Männer mit Fackeln, die einer von vier dunkelhäutigen Männern getragenen Sänfte in schnellem Tempo vorangingen. In der prächtigen, sanft schaukelnden Sänfte saß der an den Schläfen schon etwas ergraute Senator der römischen Curie, Decrius Calpurnianus und summte leise ein Lied vor sich hin, dass er an diesem Abend das erste Mal gehört hatte. Decrius war mit sich und seiner ganzen Welt im Reinen. Seine über seine zahlreichen Mittelsmänner abgewickelten Geschäfte liefen gut, sehr gut sogar, ganz besonders das letzte mit einer großen Ladung indischer Seidenstoffe war ein überragender Erfolg gewesen und hatte ihn einen großen Schritt weiter zu dem von ihm so sehr ersehnten, unermesslichen

Reichtum gebracht. So reich wie einst der sagenhaft reiche Crassus wollte er werden. Der sagenhafte Crassus! Eben der, der einst den Leuten mit viel Anteilnahme, noch während die Feuerwehr dabei war einen Brand zu löschen, für mehr als geringes Geld ihre eben zerstörten Häuser abgekauft hatte um schon am nächsten Tag auf den noch rauchenden Grundstücken für ebenso geringes Geld billige Mietskasernen hochzuziehen und diese für teures Geld zu vermieten. Von diesem Mann konnte man wirklich lernen, Geschäfte zu machen.

Heute war ein guter Tag gewesen. Gerade heute erst war er, seinen guten Kollegen im Senat und den weisen Göttern sei es gedankt, als oberster Priester der Gemeinschaft der Muttergöttin Kybele bestätigt worden, seiner persönlichen Schutzgöttin, welche ihm und seiner Familie schon seit Generationen zur Seite stand. Ein wirklich ehrenwertes und zudem sehr einflussreiches Amt. Ein teures Amt auch, dachte er, er würde investieren müssen, wenn er auch einen Nutzen aus der Ehre ziehen wollte.

Morgen schon würde er einen Architekten beauftragen, den schon sehr maroden, fast baufälligen Tempel der Kybele von Grund auf neu zu gestalten. Das Dach musste neu gedeckt werden, in die Cella regnete es schon hinein. Auch einige Säulen müssten neu angeschafft werden und neue Zugangstore zum heiligen Bezirk. Auch vom letzten Brand vor nun bald sechs Jahren waren zur Schande des Kultes noch immer Spuren zu sehen, die Bemalung des Frieses war schon so verblasst, dass von den Taten der mächtigen Göttin bald nichts mehr zu sehen sein würde.

Schon sah er seinen Namen auf dem neuen, mächtigen Tempelfries erstrahlen.

Gebaut von Decrius Calpurnianus, dem Wohltäter, dem Gläubigen, würde dort stehen und ihn für alle Zeit unsterblich machen. Kybele würde ihm seine guten Taten entgelten!

Alles war in dieser warmen Nacht einfach nur wundervoll, die Welt so liebenswert wie nie!

Auch sein für die glückliche Wahl zum obersten Priester versprochenes Opfer an Kybele hatte er heute Abend schon erbracht, eine prächtige, schneeweiße Kuh, angemessen der Größe seines Triumphes. Der alte, erfahrene Eingeweideschauer hatte alles für gut gefunden. Und während die geschauten Eingeweide des Tieres ihren Weg des Feuers zur mächtigen Kybele fanden, fanden alle anderen Teile ihren Weg in den seinen und die

Mägen seiner Priesterkollegen und der vielen Freunde, welche seiner Glaubensgemeinschaft der Erdmutter Kybele angehörten.

Sogar der schwere Rotwein, ein guter, alter Falerner, war ausgezeichnet gewesen, jenseits der hergebrachten Tradition heute ungemischt und reichlich getrunken. Nach den langwierigen, ermüdenden Riten hatte einer seiner besten Freunde, der Präfekt der Stadtkohorten, Vettius Agorius Praetextus, zu seiner Überraschung und Freude auch noch einige Tänzerinnen, zu seinen Ehren, wie er sagte, auftreten lassen, deren vielfältige Künste sich im Verlaufe des Festes auch nicht mehr allein auf den Tanz beschränkt hatten.

Frauen dieses Berufes verstanden sich wirklich auf zahllose Künste, dachte er schläfrig und zufrieden. Wie weit er es gebracht hatte, noch sein Großvater war ein Sklave gewesen. Ein Sklave! Wie viele Slaven hatte er selbst eigentlich? Der Großvater! Was für ein energischer Mann war der gewesen. Als Kind hatte er immer Angst vor ihm gehabt. Als Freigelassener hatte der sich geschickt angestellt und eine heruntergekommene Walkerei übernommen. Alle hatten ihn ausgelacht, damals, aber schnell schon war ihnen das Lachen vergangen. Bald schon waren die gefärbten Stoffe der Walkerei seines Großvaters die besten die es in ganz Rom gab, er war sich noch nicht einmal zu schade gewesen, die Kannen mit dem Urin der Menschen, die er überall in der Stadt aufgestellt hatte um den Grundstoff für seine Färberei zu bekommen, eigenhändig einzusammeln. Schon sein Vater hatte erste öffentliche Ämter bekommen, hatte angefangen Stoffe selber herzustellen und zu verkaufen, hatte auch schon die ersten beiden Schiffe gebaut, um auch erlesenere Stoffe aus dem Orient selbst zu holen. Als Decrius die Geschäfte übernommen hatte, war er schon reich gewesen, jedoch bei weitem nicht so reich wie heute. Im Hafen von Ostia lagen nun schon zwölf Schiffe die sein Banner trugen, seine Walkereien und Webereien fanden sich nun schon überall in der ganzen Provinz Italia. Und es würde noch weiter gehen, sein Imperium würde weiter wachsen, ebenso wie sein Einfluß. Eines fernen Tages würde sein Sohn das Alles übernehmen und im Sinne der Familie weiterführen. Sein Sohn würde es eines Tages noch besser haben. Sein Sohn!

Das gleichmässige, seichte Schaukeln seiner Sänfte tat ein Übriges um den satten Decrius in die warmen, weichen Arme des Schlafgottes Morpheus zu wiegen. Die neuen nubischen Träger des Tempels waren wirklich erstklassig, wirklich erstklassig.

Reichtum, dachte er, Reichtum, das war es, was das Leben angenehm werden liess.

Sein noch ungewohnter, neuer, unansehnlich dunkelgrauer Wollhut, Zeichen seines ehrwürdigen Priestertums, war ihm leicht auf die Seite gerutscht und er schob ihn halb schlafend schnell wieder gerade um nicht schon zu Beginn seines lebenslangen Amtes einen leichtsinnigen, unnützen Frevel zu begehen.

Eine neue Welle des Stolzes überkam den Einschlafenden, jetzt endlich gehörte er zu den vierhundert besten Bürgern Roms. Nun noch ein Konsulat und sein Glück wäre vollkommen, vielleicht schon im nächsten Jahr würde er sich um dieses hohe Amt bewerben. Konsul !

Nach den letzten, geheimen Einweisungen seines vom hohen Alter geschwächten Vorgängers in die nur den obersten Priestern bekannten Riten, führte nun endlich er selbst den kleinen Kreis der Eingeweihten des angesehenen alten Kultes.

Wie viele nützliche Kontakte hatte ihm Kybele durch ihre Anhänger schon eingebracht.

Endlich war sein ständig wachsendes Vermögen groß genug um dieses herrliche Landgut in den Albaner Bergen, das er schon so lange im Sinn hatte, zu erwerben.

Er würde dort oben alles zum Besseren wenden, zuerst würde er neue Weinstöcke setzen lassen, die alten taugten nicht mehr.

Der jetzige Besitzer hatte alles verkommen lassen. Sogar die lange Allee, die zu dem noch kleinen Haupthaus des Gutes hinaufführte hatte unter der Vernachlässigung gelitten, viele der schönen Zypressen waren eingegangen. Es würde Jahre dauern, bis die neuen, die er pflanzen lassen würde, die einstige Schönheit wieder auferstehen lassen würden.

Auch sein für einen Mann seiner Stellung nun zu bescheidenes Haus auf dem Esquilin würde er endlich verschönern lassen. Den Göttern sei Dank stand inzwischen das prächtige Nachbargrundstück zum Verkauf, ein herrliches Anwesen unweit des sehr alten Turmes des Maecenas, von dem Nero einst die Flammen des großen Brandes genießend die Einnahme und Brandschatzung der Vatersadt Roms, Troja, rezitiert haben sollte.

Gerne hätte er in dieser saganumwobenen Zeit gelebt, mit deren Möglichkeiten und Abenteuern, inmitten all dieser nunmehr berühmten Menschen.

Halb schlafend musste er lachen, als er an den Dichter Properz dachte, der ganz nahe bei seinem Haus gewohnt hatte. So manches Abenteuer des Dichters kam ihm schläfrig in den Sinn. Wie war das noch gewesen? Diese Geschichte, als der Dichter geglaubt hatte, dass seine lebenslustige Ehefrau Cynthia, die mit den roten Haaren, fremdgegangen sei. Vor Eifersucht rasend hatte der arme Properz in Abwesenheit seiner vermeintlich untreuen Frau aus Rache zwei sehr junge Mädchen eingeladen, die dafür bekannt waren, nach Genuss ausreichend Weines auch anderen Genüssen nicht abgeneigt zu sein. Ja, tatsächlich, genau so war es wohl gewesen. Er hatte diese zwei willigen, jungen Dinger eingeladen, doch sehr schnell schon lief die gut ersonnene Planung des Dichters schief. Die zahllosen Öllampen, die er hatte aufstellen lassen, um die beiden Schönheiten ausgiebig zu betrachten, leckten oder gingen gänzlich aus. Der für die ersehnte Orgie gut gefüllte Tisch brach unter dem ungewohnten Gewicht zusammen und beim Würfelspiel, bei dem der Verlierer einer Runde eines seiner Kleidungsstücke ablegen musste, lief alles schlecht für den eifersüchtigen Dichter, so dass der schon völlig entblößt da saß, während die beiden Damen, zwar schon betrunken, aber noch immer gänzlich bekleidet waren.

Zu allem Überfluss musste sich die eine Schönheit wegen des vielen Weines bald übergeben, während die andere aus dem gleichem Grunde einschief. Um das Maß des Unglücklichen voll zu machen, kam bald darauf seine vermeintlich untreue Gattin, Cynthia, flammenden Schrittes und vor Wut platzend nach Hause und zog ihre Rivalinnen an den Haaren aus ihrem Hause, nicht ohne dabei wegen des Geschreis der Frauen das ganze Viertel zu wecken und damit für genug Gespött zu sorgen.

Das hatte er heute alles besser angestellt, lachte er sehr zufrieden in sich hinein.

Der arme Dichter Properz aber musste in jener Nacht eigenhändig alle Plätze entschwefeln, auf denen sich die beiden Damen niedergelassen hatten, der arme Sklave, der sie bedient hatte, wurde noch in derselben Nacht in die Minen verkauft.

Erst dann feierte die leidenschaftliche Cynthia mit ihrem Mann diese wilde Nacht zu Ende, für den armen Dichter Properz wohl eher eine zusätzliche Belastung denn echte Freude.

Decrius lächelte dämmerig in sich hinein und genoss sein Wissen über die Zeiten, als Rom noch den Römern und nicht irgendwelchen orientalischen Sekten, Griechen oder Barbaren gehört hatte. Solche Dichter wie Properz gab

es heute nicht mehr, würde es nie wieder geben können. Überhaupt, solche Menschen, Menschen die Rom groß und einzigartig gemacht hatte, solche Menschen gab es heute nicht mehr. Als die Kaiser die Stadt verlassen hatten und nach Mediolanum und Konstantinopel zogen und all die Menschen mit sich nahmen, die heute Geschichte und Geschichten machten, war Rom in die Bedeutungslosigkeit versunken. Ein Museum, das war es, war Rom heute noch war, ein Museum.

Morgen würde er vielleicht endlich einmal wieder bei diesem Halsabschneider Atractus vorbeischaun, dem Verleger, vielleicht konnte er ihm ja noch eine Abschrift der Werke des Properz besorgen, seine eigene hatte er irgendwann einmal leichtsinnig verschenkt. Endlich wieder einmal zu lesen wäre nicht das Schlechteste, schon gar, wenn er den nächsten Sommer draußen auf seinem neuen Gut in den Albaner Bergen verbringen würde.

Atractus war teuer, sehr teuer, aber niemand sonst in der Stadt konnte Schriften besser besorgen, die kaum noch zu bekommen waren. Der Mann war mehr als geschickt.

Die durch die Bewegung der kleinen Sänfte hin und herschwankenden Vorhänge gaben kurz den Blick nach draußen auf die im Dunkeln kaum zu erahnende Porta Esquilina frei. Seine zwei rutentragende Liktores, die äußeren Zeichen seiner neuen priesterlichen Stellung, führten den kleinen Zug sicher und zuverlässig an, auch wenn es zu dieser späten Stunde niemanden gab, den sie hätten aus dem Wege schieben müssen.

Bald würde er in seinem Haus sein, sich an den warmen, trägen, müden und gewohnten Leib seiner Frau Flavia anschmiegen und die Erfolge dieses langen Tages sein Schlaflied sein. Träge und zufrieden versanken seine Gedanken in ein warmes, weiches Nichts.

Irgendwo in der Nähe heulte ein durch irgendetwas aufgeschreckter Hund. Diese elenden, rühdigen Köter, dachte er, arme Kreaturen. Dann schlief er ein.

Im Traum lief er über sein neues Landgut und sah den Feldsklaven bei der Arbeit zu. Dick und saftig hingen Trauben an seinen neuen Rebstöcken, es würde ein guter Wein werden.

Decrius schreckte abrupt aus seinen schönen Träumen hoch, als die Sänfte plötzlich und unerwartet unsanft auf dem Boden aufkam. Verfluchte Nubier. Sicher hatte der Tempel doch viel zu viel für diese Gestalten bezahlt.

Irgendetwas war geschehen. War einer der Träger gestolpert? War ein Holm der Sänfte gebrochen?

Von draußen kamen zu seiner Überraschung mit einem Male laute Schreie und das Geklirr von Metall und ein Geräusch das er noch vom Militär her kannte, das Geräusch wenn sich das gut geschärfte Eisen eines Dolches in nachgebendes Fleisch fraß. Ein ekelregendes Geräusch, wie das Schmatzen eines zahnlosen Alten.

Bei den Göttern, dachte er, was war dort draußen los? Noch aber war Decrius trotz der Kampfgeräusche nicht allzu beunruhigt, dachte er doch an die Stärke seiner Nubier und der zwei Liktoeren, welche auch ihre Beile bei sich trugen. Alles drehte sich um ihn, Schwindel liess ihn auf seinem Platz verbleiben, er hatte wohl sehr tief geschlafen. Beinahe automatisch griff er trotzdem suchend hinunter in den Bodenraum seines Tragstuhles.

Für alle Fälle hatte er in der Sänfte immer ein Kurzschwert und einen Dolch versteckt, Waffen, welche er ergreifen würde, wenn seine Heiligkeit als Priester allein die unerwarteten, überraschenden Angreifer nicht würde vertreiben können.

Er lauschte noch einen kurzen Moment, die Kampfgeräusche schwellen an, dann stieg er umständlich, mit zitternden Knien und mit vom Schlaf steifen Gelenken aus seiner Sänfte.

Die Angreifer waren mindestens zu zehnt, merkwürdig gekleidet, nach Art des Orients, mit langen, grob leinernen Gewändern. Die Haare trugen Sie schulterlang, einige passend zu ihrer östlichen Tracht lange Bärte. Was für eine seltsame Bande sollte das hier sein?

Zwei der Nubier lagen schon am Boden und die stoßweisen Fontänen von Blut, welche sich aus ihren durchgeschnittenen Kehlen leise schmatzend auf den Boden ergossen, gaben nicht zu der Hoffnung Anlass, das von den beiden noch Hilfe zu erwarten war.

Wer immer hier angriff, meinte es ernst und war bereit für sein Ziel zu töten. Von einer Sekunde zur anderen war Decrius hellwach.

Aus seiner Militärzeit noch immer befehlsgelehrt schrie er nach den Soldaten der Stadtkohorte die des Nachts in den Straßen patroullierten. Laut rief er auch die Anwohner der umstehenden Mietshäuser zu Hilfe, doch alle Fenster blieben dunkel, obwohl er genau die Bewegung der aufgeschreckten Menschen hinter den geschlossenen Läden sah. Es war bezeichnend für diese Leute, alle sahen, was geschah, doch niemand half.

Zwei Straßen weiter, in seinem eigenen Viertel wäre es einfacher gewesen, da war er bekannt und viele seiner abhängigen Freigelassenen wohnten in seinen Mietshäusern.

Heute Nacht war alles anders. Sonst war doch sogar auch diese abseitige Gasse um diese Zeit noch angefüllt vom unendlichen Lärm der Karren, die Waren in die Stadt brachten oder Unrat mit hinaus nahmen! Nichts war zu sehen, außer seinen Leuten und diesen seltsamen Angreifern war hier niemand.

Wo waren all die Menschen, die sonst selbst zu dieser Stunde die Straßen bevölkerten und mit ihrem betrunkenen Lärm die Bewohner am Schlaf hinderten.

Wenn diese Nacht nur nicht so dunkel wäre, die Gasse nur nicht so eng. Wenn, wenn!

Decrius brüllte Befehle in die Nacht, Befehle, sich um die Sänfte zu versammeln, diese als Deckung zu nutzen und sich so nur nach vorne verteidigen zu müssen, doch keiner seiner um ihr Leben kämpfenden Leute nahm ihn wahr, hörte sein Rufen.

Gegen diese Übermacht würden sie keine Chance haben, wenn nicht sofort Hilfe kommen würde. Noch einmal schrie Decrius so laut er konnte, seine rechte Hand klammerte sich um sein Kurzschwert, in der Linken glänzte sein geschwungener Dolch im wenigen Licht.

Wieder sank einer seiner Träger getroffen nieder, einer der Angreifer hatte ihm die Sehnen seines rechten Beines durchtrennt. Schmerzverzerrten Gesichtes sank der Getroffene auf die Knie und blickte seinem Mörder entkräftet direkt in die Augen, als dieser ihm seinen Dolch bis zum Heft ins Herz ramnte.

Von der Rückseite der Sänfte her kam einer der so fremd Gewandeten nun auf Decrius selbst zu, im Halbdunkel des kleinen Platzes meinte der Senator den großen Mann trotz seiner seltsamen Maskerade sofort als den berühmten Horex zu erkennen, einen von jenen Wahnsinnigen, die freiwillig für viel Ruhm und noch viel mehr Geld in dem altem Amphitheater des Trajan als Gladiator kämpfte. Ein furchterrender Mann gegen den er keine Aussicht hatte.

Hatte er selbst nicht erst vor einigen Wochen einige Solidi auf ihn gesetzt und gewonnen?

Das der es nötig hatte für Geld zum Räuber und Mörder zu werden, dachte er, während Horex in seiner ganzen Größe, angespannt wie ein Raubtier, ihn

genau taxierend, mit trotz seiner Größe beinahe eleganten, geschmeidigen Schritten auf ihn zu kam.

Einer seiner Liktores, war es Eusebius, er kannte die beiden ja noch kaum, stellte sich dem Gladiator unerschrocken mit seinem Beil in den Weg und bezichtigte ihn panisch schreiend des Frevels an der Muttergöttin Kybele. Ein mutiger Mann, dieser Eusebius. Noch während der Liktor den Namen der Göttin ausgesprochen hatte, wurde er von dem Angreifer mit einer einzigen nachlässigen Handbewegung wie eine lästige Fliege weggewischt. Mit ungeheurer Wucht wurde Eusebius durch die Luft nach hinten geschleudert.

Mit einem lauten, ekligen Krachen brach unglücklich dessen Genick an der halb hohen Mauer eines Brunnenrandes. Während die Brunnenmaske eines Quellgottes, aus dessen Mund unaufhörlich Wasser rann, scheinbar dämonisch dazu grinste, sackte Eusebius langsam zur Seite und blieb mit unnatürlich verdrehtem Haupt liegen.

Der Gladiator war mindestens eine Kopf größer als Decrius, er hatte keine Aussicht auf Erfolg. Dennoch nahm Decrius wie er es gelernt hatte die Haltung zum Zweikampf ein.

Mehr als eine Million Menschen wohnten in Rom, sechstausend Soldaten der Stadtkohorten lagen in den Kasernen der Stadt, doch jetzt, in diesem Moment tiefster Not, war niemand da, niemand zu sehen. Ebenso hätte er irgendwo in den tiefen Wäldern Germaniens sein können. Wenigstens würden sie ihn nicht töten, denn für einen toten Priester würde sich nur schlecht ein Lösegeld erzielen lassen.

Aus den Augenwinkeln sah er, dass der zweite Liktor feige sein Heil in der Flucht suchte, sofort aber verfolgt und durch einen einzigen, gekonnten Streich in den Rücken blitzschnell nieder gemacht wurde. Mit einem letzten Röcheln fiel er fast neben den ersten. Einer der Nubier kniete zum Zeichen seiner Ergebung nieder. Deutlich sah Decrius, wie sich zwischen dessen Beinen eine große Pfütze bildete. Seine Nase nahm neben all dem Blut sofort auch den beißenden Geruch warmen Urins wahr. Wie oft hatte er ähnliche Szenen schon in der Arena gesehen. Solche Männer fanden vor den Zuschauern keine Gnade.

Einer der Angreifer trat unbemerkt und rasch hinter den schwarzen Sklaven, mit der Begabung eines Opferschlächters durchschnitt er auch dem Sklaven blitzschnell die Kehle. Ein leises Gurgeln war noch zu hören, als das Blut aus dessen Hals hervorspritzte. Dann ging auch dieser Mann mit einem beinahe

verwunderten Blick zu Boden. Es war der letzte seiner Leute gewesen. Nun war nur noch er selbst am Leben.

Mit einem Male war es wieder still geworden. Langsam kamen die Angreifer näher und bildeten einen Ring um ihn, aus dem er nicht mehr entkommen konnte.

Decrius verspürte das ungeheuerliche Verlangen sich zu übergeben.

Was bei den Göttern ging hier vor sich? Solche Gewalt!

Warum töteten sie alle? Seine Hände verkrampften sich um seine Waffen bis die Haut über seinen Handknöcheln weiß wurde.

Ein Priester der Kybele mit Waffen in den Händen, welch ein Frevel, dachte er sinnlos.

Der seltsam gewandete Gladiator hatte ebenso wie er selbst gespannt das Ende des letzten, ungleichen Kampfes verfolgt, jetzt wandte er sich wieder Decrius selbst zu.

Decrius hob seine Waffen und ging in Abwehrhaltung. Alle seine Sinne waren hellwach.

„Horex“, sagte er mit leicht unsicherer Stimme, „solltest du es nicht wissen, ich bin der Flamen der Kybele, der oberste Priester der Erdmutter, nähere dich mir in böser Absicht und meine Göttin wird mich rächen, wenn ich falle. Siehe meine Rute, das Zeichen meines Ranges, sieh meine Waffen, komm in deren Kreis und du bist ein toter Mann!“.

Decrius nahm all seinen Glauben und den Mut eines ehemaligen Soldaten zusammen und versuchte fest aufrecht zu stehen, versuchte das Bild eines zu allem bereiten Mannes darzustellen, eines Mannes, der zu sterben bereit war.

„Senke deinen Blick, Horex! Senke deinen Blick!“, schrie Decrius hysterisch. Tatsächlich blieb der Angesprochene einen Moment stehen und musterte ihn mit kalten, ausdruckslosen Augen. Dann hatte der Angreifer seine Entscheidung getroffen, schüttelte nur ganz leicht seinen Kopf und setzte seinen Weg auf ihn zu langsam fort.

„Ich kenne Dich, Du kämpfst für Geld. Ich habe Geld!“, versuchte es Decrius nun erneut als er erkannte, dass hier mit Glauben und Mythen allein nichts auszurichten war.

„Decrius“, hörte er den anderen beinahe mitleidig sagen, „ich kenne deinen Horex nicht. Wer soll das sein? Ich bin Johannes! Mach es dir selbst nicht so schwer!“.

Decrius versuchte auch die anderen Männer nicht aus den Augen zu lassen, doch es waren zu viele, die ihn noch im sicheren Abstand umringten.

Es blieb ihm nur noch eines zu tun. Blitzschnell drehte er sein Schwert gegen sich selbst.

„Bleibt stehen, oder ich werde mich töten! Hört ihr, zurück! Wenn ich mich töte, werdet ihr nicht einen Solidus bekommen! Bleibt stehen!“

Auf dem breiten Gesicht des Hünen vor ihm erschien ein Lächeln. Es war ein zynisches Lächeln.

Dann, plötzlich, überraschend und völlig unerwartet traf ihn ein mächtiger Hieb von hinten und danach war alles nur noch ein tiefes, traumloses Schwarz.

Dann, irgendwann, war da wieder dieses Schaukeln und das Gefühl von Übelkeit.

Schon vor seinem Aufwachen spürte er, dass seine Hände und Füße mit einem groben Strick gefesselt war, dass er einen bitter schmeckenden Knebel im Mund hatte und auch, das er wieder in seiner Sänfte lag, einfach wie ein Stück Abfall hineingeworfen. Nur langsam kehrten seine Lebensgeister zurück, der Schmerz in seinem Hinterkopf war gewaltig. Immer neue Erinnerungen an die letzten Momente vor seiner Ohnmacht drängten in Wellen heran, Fetzen erst nur und dann die ganze Grausamkeit der letzten Stunde.

Seine Sklaven, seine Likatoren waren tot, ein ungeheurerer, außer in den furchtbaren Zeiten endloser Bürgerkriege nie da gewesener Frevel. Er selbst nun in der Gewalt dieser Wahnsinnigen. Rom, dachte er verzweifelt, was ist nur aus dir geworden, sogar deine heiligsten Priester sind ihres Lebens nicht mehr sicher in deinen Mauern. Eigentlich aber war Rom wohl schon immer so gewesen. Seine Gedanken begannen zu rasen.

Wäre er doch nur eine Stunde früher aufgebrochen.

Warum nur hatte er sich noch mit dieser unseligen Tänzerin einlassen müssen.

Verfluchte, kaltblütige Mörderbande! Gerade eben war seine Welt noch gut gewesen.

In die Unterwelt mit diesen Gestalten!

Seine Gedanken wurden immer schneller, überschlugen sich und brandeten als heftige, pochende Schmerzen an seinen Schläfen. Wut empfand er, Verzweiflung.

Hätte er doch nur den alten Sklaven Lanius zu seinem Schutz mitgenommen, der hatte zu seinen besten Zeiten mehr als hundertfünfzig Kämpfe gewonnen. Ein guter Mann.

Nein, dann wäre Lanius nun wohl auch tot, wurde ihm schnell klar, die Angreifer waren Kämpfer der besten Sorte, gewohnt zu töten. Es war für sie nichts Besonderes.

Bei den Göttern, mit wem hatte er sich nur überworfen? Sicher, bei seinen Geschäften war er oft nicht zimperlich gewesen, war schlauer gewesen als andere, hatte die besseren Freunde. Nie aber hatte er eine Existenz ausgelöscht, nie jemanden Anlass gegeben ihn dafür zu verachten.

Hatte er sich wirklich auch nur einen so zum Feind gemacht, dass der ihn so hasste, das er bereit war sein Leben auszulöschen?

Alles was heute Nacht geschehen war, konnte nur ein schrecklicher Traum sein!

Er zermarterte seinen Kopf, bedachte alles was er in seinem Leben getan hatte, alles, was er nicht getan hatte, ohne jedoch eine Lösung dieses Rätsels zu finden.

Das Schlimmste war, dass er nicht wusste, warum all dies passierte. Warum, warum?

Immerhin, noch war er am Leben, ein gutes Zeichen. Hätten sie ihn töten wollen, hätten sie es gleich getan und er würde mit den anderen seines Zuges dort beim Brunnen liegen.

Eine Entführung, das musste es sein! Daher hatten sie auch alle Zeugen beseitigt.

Entführungen und Erpressungen waren an der Tagesordnung, wenn auch vielleicht nicht Entführungen von Senatoren oder hohen Priestern.

Schade um sein Geld, dachte er, einiges davon würde er seinen Entführern wohl in den Rachen werfen müssen. Sein Landgut in den Albaner Bergen würde wohl doch noch etwas warten müssen. Aber bald schon würden sie die Entführer jagen, sie finden und töten.

Sein alter Freund Vettius mit den Soldaten seiner Stadtkohorte würde ihm helfen.

Ja, so würde es sein! Hoffnung keimte in ihm auf und der Schlag seines Herzens verlangsamte sich etwas. Er würde dies überleben. Das war das Wichtigste.

Sei ruhig, Decrius, sagte er zu sich selbst, alles wird gut werden. Kybele schützt dich!

Immerhin hatte er Horex, oder Johannes, oder wie auch immer der Idiot sich nun nannte, erkannt. Johannes ! Welch ein Unfug. Er war sich ganz sicher, dass der Mann der Gladiator Horex war. Diesen zu finden, sollte leicht sein,

wenn er erst wieder frei wäre. Und dann über diesen Tölpel zu dessen Auftraggeber, denn Johannes, Horex, selbst war viel zu dumm, um sich als erfolgreicher Entführer zu betätigen.

Warum aber hatte der sein Gesicht nicht verborgen? Selbst unter seiner seltsamen Perücke war er mit seinem breitem Gesicht doch sofort zu erkennen gewesen.

So dumm konnte nicht einmal ein Gladiator sein, egal wie viel Schläge er in seinem Leben auf den Kopf bekommen hatte! Kybele, gib mir die Macht zu verstehen!

Decrius spürte die Kälte in seinem zerschundenen Körper, als ihm mit einem Male bewusst wurde, das dieser merkwürdige Johannes deshalb sein Gesicht nicht verborgen hatte, weil es ihm egal war. Egal, weil er, Decrius, ganz sicher würde sterben müssen.

Die nackte Angst kroch blitzschnell in Decrius hoch und trotz dieser inneren Kälte bildeten sich Schweißperlen auf seiner Stirn, die ihm dann langsam in seine Augen liefen und brannten. Es war ihm unmöglich den erkaltenden Schweiß wegzuwischen.

Mit einem Male spürte auch er den Drang sich zu erleichtern, so wie es sein Nubier getan hatte. Nein, dachte er, ein römischer Patrizier, Senator und Priester stirbt in Würde.

Doch seine Gedanken halfen nicht gegen die Natur der Angst und er schämte sich sehr als sich auch zwischen seinen Beinen dieses warme Nass ausbreitete.

Die Sänfte hielt an, wurde unsanft aufgesetzt, einen Moment herrschte Ruhe, dann griffen zwei mächtige Arme hinein und er wurde unsanft herausgezerrt.

Sie waren wohl sicher mehr als eine Stunde unterwegs gewesen, denn am Himmel meinte er den ersten Schimmer des heraufziehenden Morgens zu sehen.

Er kannte die Gegend gut, er war nun etwas außerhalb der Stadt, am Beginn der Via Appia.

Links und rechts zeugten die prächtigen, hoch aufragenden Grabmäler von der einstigen und zum Teil noch immer lebendigen Größe der edlen Familien Roms.

Oft schon war er auf seinen vielen, erfolgreichen Handelsreisen hier vorbeigekommen.

Wie hatten diese seltsamen Entführer es geschafft durch das Stadttor zu kommen?

Dieses wurde nachts streng bewacht und jeder der hinein oder hinaus wollte, ob Reiter oder Karren wurde durchsucht und vermerkt. Wieder überfiel ihn das Gefühl, dass irgendetwas hier ganz und gar nicht stimmte.

Hatte er es mit Dämonen zu tun, mit Lemuren, Geistern von Menschen die ihren Weg in die Unendlichkeit des Alls nicht fanden und nun den Lebenden nachstellten? Unfug! Unfug!

Träumte er noch immer, sandte ihm jetzt vielleicht Mithras, oder irgendein anderer Gott, den er vielleicht zu sehr vernachlässigt hatte, diesen seltsamen Traum aus Eifersucht, weil er der Priester der Kybele war. Oder war Kybele selbst unzufrieden, weil mit den Eingeweiden der weißen Kuh etwas nicht in Ordnung gewesen war. War der Wein, welchen er auf dem Boden vor dem Altar reichlich genug versprengt hatte, nicht gut gewesen?

Nein, die Götter hatten mit diesen Dingen hier auf Erden nichts zu tun.

Kybele, flehte Decrius dennoch, lass all dies nur einen Traum sein, weise den Gott Mythras oder welcher auch immer einen Anlass für all dies sieht in seine Schranken und ich werde dir zum Danke zwei prächtige jungfräuliche Kühe und zwei reine weibliche Lämmer, nein, vier Lämmer opfern. Eine Herde, Kybele, ich werde dir eine Herde zum Opfer bringen.

Zugleich wurde Decrius noch einmal bewusst, dass die allmächtigen Götter mit all dem nichts zu tun hatten, hier verfolgten schlechte Menschen einen entsetzlichen Plan.

Zwei Männer in langen Umhängen rissen ihn unsanft vom Boden hoch und hielten ihn fest, damit er nicht wieder hinfiel. Der eine ergriff sein Kinn und drehte seinen Kopf herum.

Auf dem Boden vor ihm lag ein Gerüst aus Holz, in der Form eines großen Kreuzes.

Decrius verstand nicht, was er dort sah, was sollte das?

„Leg Dich darauf“, sagte eine Stimme in der Nähe zu ihm, deren Sanftmut ihn überraschte, so unangemessen sanft und beinahe liebevoll, unwirklich angesichts der schrecklichen, rohen Gewalt und der vielen Tode, die er in der letzten Stunde erlebt hatte.

In der Dunkelheit konnte er nicht erkennen, wem die Stimme gehörte, aber doch, irgendwie kam sie ihm vertraut vor, wie die eines alten Freundes, den man nach langer Zeit wieder trifft. Er kniff seine Augen zusammen um

besser zu sehen, doch der Sprecher war zu weit entfernt in der Dunkelheit verborgen, als das er ihn hätte sehen können.

„Du sollst dich hinlegen, hast du nicht gehört!“, herrschte ihn der an, der sich Johannes nannte und schlug ihm in die Kniekehlen, worauf er wie ein dünner Halm im Sturm leise stöhnend in sich zusammenknickte.

„Danke, Herr“, sagte der Hüne hämisch und mit kaum verborgenen Vergnügen.

Dieser Mann hatte Spaß an Gewalt. Er genoss sie geradezu.

Decrius versteifte sich unwillkürlich, nie würde er sich auf dieses Kreuz binden lassen.

„Thomas, hilf dem armen Priester aus seiner Kleidung. Er hat sich verunreinigt“, sagte die sanfte Stimme aus der Dunkelheit.

Der Angesprochene riss Decrius unsanft die Kleidung herunter, bis er bis auf seinen Schurz nackt war. Dann riss er auch noch diesen herunter und blickte interessiert und hämisch grinsend an Decrius Körper hinunter. Er rief den hinter ihm stehenden Männern irgendetwas Abfälliges über das, was er gesehen hatte zu, worauf alle zu lachen begannen.

„Ruhe!“, rief der mit der sanftmütigen Stimme von hinten und das Lachen erstarb abrupt.

Seinen Wollhut hatte Decrius noch immer auf seinem Kopf, wenigstens ein Frevel, der nicht begangen wurde.

Gerne hätte er selbst über seinen Gedanken gelacht. Einer schnitt die Fesseln an seinen Armen durch, Blut schoss wohligh in seine schon fast erkalteten Hände.

Zwei Männer packten ihn und legten ihn auf das raue Holz. Wehr dich, Decrius, wehr dich, schrie eine Stimme tief in ihm, doch sein Willen war schon gebrochen. Es gab für ihn kein Entrinnen mehr, wer immer dieser Sanftmütige im Dunkeln war, er hatte seinen Tod beschlossen. Es war vorbei. Decrius spürte, wie ihm die Arme so weit es ging auseinandergezogen wurden, bis sie direkt auf dem Querbalken zu liegen kamen.

„Der wehrt sich ja nicht einmal mehr!“, grunzte der eine der beiden Männer unzufrieden.

Ein dritter Mann presste ihm einen neuen Knebel in den Mund, so tief, dass er zu ersticken meinte. Der Griff der beiden ersten um seine Hände verstärkte sich.

Fast im gleichen Moment spürte er etwas sehr Scharfes, zugleich an seinen beiden Handgelenken. Als er seinen Kopf panisch nach rechts wandte, sah er

eine große dunkle Gestalt mit einem Hammer und einem großen Zimmermannsnagel in der Hand.

Der Mann grinste ebenso wie die anderen als er mit dem Hammer weit ausholte.

Im nächsten Moment durchzuckten Decrius Blitze, Welle um Welle heftigsten Schmerzes rollte heran, während seine verklebten Augen ihm durch die ätzenden Tränen das unscharfe Bild zeigten, wie der Nagel mit mächtigen Schlägen durch seine Hand getrieben wurde. Nur drei gekonnte Schläge und er haftete wie ein Insekt in einem Schwall von Blut an dem frischen Holz.

Der Schmerz war unbeschreiblich, nie zuvor hatte er etwas Ähnliches verspürt, nur seiner guten Kondition hatte er es zu verdanken, dass ihn nicht eine erneute Ohnmacht überfiel. In diesem Moment bereute er jeden Moment auf dem Marsfeld, den er zugebracht hatte um seinen alternden Körper zu stählen.

Er sehnte sich danach ohnmächtig zu werden.

Kybele! Lass es schwarz um mich werden.

Wieder durchliefen ihn neue Wellen des Schmerzes, explodierten Sonnen vor seinen Augen als seine Peiniger auch noch seine noch immer gebundenen Füße mit Nägeln durchbohrten und an das Holz hefteten. Bei den Göttern, welch ein ungerechter Tod.

All dies konnte doch nicht wahr sein, wo lag in all dem der Sinn?

Warum?

Wenn Sie sein Geld wollten, warum nur brachten sie ihn dann um?

Horex ! Er war ein Gladiator, er war dumm, dumm, aber so dumm?

Wie gebannt starrten seine Augen auf seine durchbohrte rechte Hand. Er versuchte ruhig zu liegen, sich nicht zu bewegen, selbst die zuckende Bewegung seiner Finger bereitete ihm unendliche Qualen. Noch immer suchte er nach der Antwort auf all dies. Er wollte nicht sterben ohne wenigstens zu wissen, warum, wofür!

Flavia, mein Weib, kannst Du mir das erklären? Kybele, mein geliebte Göttin, Mutter der Erde, wo bist, warum nur beschützt du deinen Jünger trotz unseres so alten Vertrages

nicht? Ich will nicht sterben, dachte er, ich will nicht. Es ist noch zu früh.

Diese Schmerzen, diese ungeheuren Schmerzen. Es tat so weh, so furchtbar weh.

Tränen liefen ihm in Bächen über die Wangen. Aus Reflex versuchte er sie wegzuwischen, doch die Antwort auf den Versuch war nur neuer Schmerz. Ihr Götter, lasst es vorbei sein.

Decrius spürte, wie sein aus den vier Wunden blutender Leib mit einer übel riechenden Flüssigkeit bestrichen wurde.

Sogar noch über den Schmerz hinweg erkannte er den üblen Geruch, es war Pech.

Ihr Götter, dachte er, was habe ich euch nur getan. Was den Menschen?

Unter dem kalten Pech richteten sich seine Brustwarzen auf. Die Männer um ihn lachten.

Das Kreuz wurde plötzlich mit ungeheurer Wucht hochgerissen und senkrecht in ein vorbereitetes Loch gerammt.

Der Schmerz in seinen Händen und den Fußgelenken war noch unerträglicher als sich das ganze Gewicht seines kräftigen Körpers auf die gewaltigen, eisernen Zimmermannsnägel legte. Was für eine Art zu Sterben. Die heute verbotene Todesart der Mörder und Verräter.

Wie gern hätte er wenigstens seinen Schmerz herausgeschrien.

Blut! Er konnte sein eigenes Blut riechen. Warum nur verlor er nicht das Bewusstsein?

Seine stillen Schmerzensschreie fraßen sich tief in sein Inneres.

Auch sein Mund füllte sich mit warmen, metallisch schmeckendem Blut.

Trotz des Knebels hatte er sich auf einer Seite die Zunge abgebissen.

Angst, Todesangst.

Sein Herz raste, es drohte auszusetzen.

Es schlug kräftig, sich aufbäumend von innen gegen seinen Brustkorb. Es würde nicht mehr viele Schläge machen müssen.

Schweiß lief in Bächen seinen zuckenden, sich windenden Körper hinab.

„Lass uns sehen, ob der ehrenwehrte Decrius noch etwas fühlt“, meinte er von irgendwo dort unten wieder diese sanfte Stimme zu hören.

Er kannte den Besitzer dieser Stimme, dachte er wieder. Ganz sicher.

Er kannte den Mann, so wie er diesen Gladiator kannte. Woher nur? Woher?

Im nächsten Moment spürte er das Eindringen von Eisen in seine rechte Seite. Ein Lanzenblatt wahrscheinlich, sehr breit. Er konnte nicht nach unten sehen.

Aus der Dunkelheit und Tiefes seines sich wehrenden Geistes flammte kurz die lange verdrängte Schlacht bei Argentorate auf, als er als Gardereiter an der Seite des jungen Caesar Julianus gegen die Alemannen gekämpft und

mit diesem gegen die gewaltige Übermacht der Barbaren gesiegt hatte. Wie lange war dies her!

Einen Moment noch er den trüben Rauch des Gefechtes und atmete den Schweiß seines schönen Hengstes Viktor, der ihn den ganzen Feldzug lang sicher und ehrlich getragen hatte. Was war das für ein herrliches Tier gewesen. Grau zu Beginn, dann weiß.

Er hörte den pfeifenden Klang der Drachenstandarte und fühlte den kühlenden, nach vielen Kräutern duftenden Wind Galliens angenehm auf seinen Wangen.

Die erfolgreiche Schlacht war beinahe schon zu Ende gewesen, seine Reiter hatten abgewartet um dann den Geschlagenen wie üblich auf der Flucht den Rest zu geben. Übermüdet hatte er mit einem kleinen Trupp seiner Reiter den Hügel gestürmt, auf welchem sich der Anführer der Alemannen mit dem Rest seiner Garde verschanzt hatte. Alle waren sie im Siegestaumel leichtsinnig gewesen, die Augen nur auf den Kopf des Alemannenfürsten gerichtet, als leichte Reiterei des Feindes versuchte ihren Anführer zu befreien. Es war alles so schnell gegangen, dass sich die Lanze des Gegners in seine Seite gebohrt hatte, durch den Schwung des Angriffs mühelos die Ringe seines Kettenhemdes auseinandersprengend. Seltsam, es war nahezu an der gleichen Stelle gewesen.

Der neuerliche Stich ließ ihn jetzt nur noch leicht aufstöhnen. Er hatte schon so viel Blut verloren, es war egal. Wie gerne wäre er wieder dort in Argentorate, sein Leben würde dann noch vor ihm liegen.

Alles war nur noch Schmerz!

Sein rechtes Auge war schon geschlossen, das linke nur noch gerade so weit geöffnet um ihm zu zeigen, dass der Thomas Genannte von unten mit einer im aufkommenden Wind lodernden Fackel auf ihn zu kam und neben seine gequälten Füßen zum Stehen kam, wie um auf ein Kommando zu warten.

Kybele, meine Mutter, dachte Decrius, bist du jetzt bei mir?

Aus dem Dunkel trat eine schemenhafte Gestalt, die er schon einmal irgendwo gesehen hatte. Decrius versuchte sein geschlossenes Auge noch einmal zu öffnen, doch die Kraft in ihm reichte nicht mehr dafür. Würde jetzt seine Frage nach dem warum beantwortet werden?

Der dort unten war ein Mann mit Vollbart, nicht mehr jung, noch nicht alt. Er hatte lange, offene Haare, eher braun als blond. Er trug ein erdfarbenes Gewand, wie die anderen Mörder, eines, wie er es von seinen Handelspartnern aus Judäa kannte, ganz wie die anderen Gestalten auch.

Selbst durch die Dunkelheit und mit seinen ersterbenden Sinnen konnte er noch den beinahe magischen Glanz und die unglaubliche Ausstrahlung der Augen dieses Mannes erkennen. Decrius versuchte wenigstens seinem offenen linken Auge noch einen letzten scharfen Blick abzutrotzen und seinen Mörder zu erkennen.

Woher? Woher? Kannte er ihn wirklich? Woher?

„Gib mir die Fackel, Johannes“, sagte der Erdfarbene mit seiner sanften Stimme.

Decrius glaubte ihn nun zu erkennen. Unglaublich, dachte er sterbend, wie ist das möglich.

Hatte er all die Jahre womöglich auf den falschen Gott gesetzt?

Kybele? Kybele! Hilf!

Dann, noch bevor er den Gedanken zu Ende denken konnte, züngelten die Flammen in rasendem Eifer an ihm hoch und mit den lodernden Flammen zog sein Leben in Sekunden an ihm vorbei. Er hatte nicht geglaubt, dass dies tatsächlich so sein würde, wenn man starb. Einige, die dann doch nicht gestorben waren, hatten dies so erzählt.

Da war kein Schmerz mehr, endlich, kein Schmerz mehr.

Er sah sich als Kind, wie oft hatte der Vater ihn zum Fleiß gemahnt, der Großvater ihn verprügelt, er sah sich das erste Mal in den Armen einer Frau, wie lächerlich war das gewesen, da war der Moment, als sein Sohn geboren wurde, was hatte er vor Freude geweint. Seine schönen Schiffe im Hafen von Ostia, sein gemütliches Haus, das helle Lachen seiner Frau Flavia.

Heiß, so heiß, dachte er, dort in den Albaner Bergen würde er Ruhe und Kühle finden.

Flavia ! Ich werde dort oben im Nirgendwo auf dich warten.

Es tut so weh. Flavia, küss meinen Sohn, pass auf ihn auf!

Ich will leben!

Flavia!

Er meinte schon das helle Licht des Eleusiums zu sehen, als er noch ein letztes Mal über das Geräusch der gierigen Flammen hinweg diese seltsam sanfte Stimme hörte.

„Mein ist die Rache, spricht der Herr“, sagte die Stimme, dann, endlich, erlöste ihn die unendliche Nacht und der kühle Himmel nahm ihn in die große Stille des unendlichen Alls auf. Es war vorbei.

Decrius Calpurnias gab es nicht mehr.

Die Nacht war schon weit vorangeschritten, über meinem Haus lag diese wunderbare Stille, die nur in diesen Stunden wahrzunehmen war. Von Zeit zu Zeit nur war das weit entfernte, unwirkliche Heulen eines Hundes zu hören, der irgendwo in den Gassen der Stadt vor Hunger oder Zorn weinte. Die Sanduhr vor mir auf dem Tisch war schon lange abgelaufen, wie immer hatte mein neuer Sklave Plivius natürlich vergessen, sie zur rechten Zeit zu wenden. Es musste aber schon sehr spät sein, denn der Abend mit meiner Frau Lucia war sehr lang gewesen. Beinahe hätte sie es wieder geschafft, mich von meiner Arbeit abzuhalten und mich mit in unser Schlafzimmer zu ziehen. Heute Nacht aber, heute noch, wollte ich endlich mit meinem so lange geplanten Buch über das Leben des Kaiser Julian beginnen und so war ich eisern geblieben. Ich hatte lange ihren vielen Erzählungen gelauscht, so gut es meine Gedanken zuliessen. Was hatte Lucia alles erzählt, über ihre Freundinnen, über deren Männer und darüber, wie diese ihre Frauen oft vernachlässigten und lieber den vielen Vergnügungen der nächtlichen Stadt nachjagten. Hier nun konnte sich Lucia nicht beschweren, seit unserer Heirat war ich kaum von ihrer Seite gewichen.

Wie war das noch gewesen, diese Geschichte mit ihrer guten Freundin Hostilia, die nach all den Jahren als heimliche Geliebte des Senators Marcus Buscus diesen nun endlich gehehlicht hatte, kaum drei Wochen, nachdem dessen erste Frau gestorben war. Buscus, bei den Göttern, der Mann war eine Legende, nicht wegen seiner Leistungen für die Stadt sondern wegen seines legendären Alters. Der Mann war schon alt gewesen als Kaiser Konstantin vor fünfzig Jahren die Stadt besucht hatte. Wahrscheinlich hatte er schon gar nicht mehr gewusst, was er tat, als er die lebenslustige Hostilia über die Schwelle seines Heimes getragen hatte. Wahrscheinlich hatte sie ihn über die Schwelle getragen.

Immerhin, diese Geschichte hatte mich doch interessiert, nur die anderen Erzählungen hatte ich vergessen. Ich liebte meine junge Frau sehr, doch wenn sie einmal so richtig ins Erzählen kam, war sie nur schwerlich zu unterbrechen.

Doch nun endlich würde ich beginnen, mit meinem Buch. Seit mehr als drei Jahren schon hatte ich nicht mehr geschrieben, wenn man von dem einem oder anderen Epigramm absah, dass ich zum Geburtstag eines Freundes

verfasst hatte. Nach all den Jahren hatte ich begonnen mich überflüssig und leer zu fühlen, ohne Aufgabe, ohne Sinn. Jetzt endlich würde ich meinem Leben wieder einen Sinn geben und endlich das beginnen, was ich seit vielen Jahren schon in mir trug. Das Buch über Julian.

Der unbeschriebene, im Licht der wie immer zu schwachen, rußenden Öllampe gelblich schimmernde Papyrus lag vor mir auf meinem niedrigen, von den vielen Stunden des früheren Schreibens schon ganz speckigen Arbeitstisch und schien mit mir zusammen auf das erste Wort zu warten. Noch immer steckte die schöne weiße Feder, die ich mir extra für den Neubeginn meiner schriftstellerischen Tätigkeit am Morgen in den Märkten des Trajan besorgt hatte, unbefleckt und neu in ihrem Halter neben dem kleinen Tuschegefäß. Noch unbenutzt glänzte auch das kleine Messer zum Spitzen des Kieles. Schon sicher mehr als eine Stunde suchte ich nach dem richtigen Anfang, nach dem besten aller Anfänge, dem Paukenschlag, der mein Werk über das Leben des Kaiser Julian eröffnen sollte. Doch statt des Lebens meines geliebten und verehrten Kaisers zog ständig mein eigenes, viel bescheideneres Leben vor meinem geistigen Auge vorbei.

Ich dachte an Konstantinopel, an meine alte Heimatstadt, aus der ich nach einigen Umwegen, vor nun bald mehr als siebzehn Jahren, als ganz junger Mann nach Rom geflohen war, wenn man diesen seltsamen Umzug überhaupt als Flucht bezeichnen konnte. Niemand hatte mich damals bedroht, niemand mich verfolgt, aber es war auch niemand mehr da gewesen, der mich gehalten hätte, dort in meiner Heimatstadt. Statt den Kaiser Julian und dessen Erlebnisse, sah ich mit einem Male meine Eltern wieder, meinen Vater, den ehrwürdigen Senator, nicht aus römischem, sondern aus altem griechischem Adel. Würdevoll war mein Vater stets gewesen, würdevoll und gerecht. Ich glaube, er hat mich geliebt, vielleicht auch, weil ich sein einziges Kind war. Er war wohl damals auch sehr stolz auf mich, auf mich, seinen einzigen Sohn, der wie so viele seiner jungen Kameraden dem Ruf des frischen Kaisers Julian zu den Waffen gegen die Perser gefolgt war. Immerhin war Julian der erste Kaiser, der in Konstantinopel geboren worden war. Bald schon war ich zum Adjudant des damals schon berühmten Kommandanten der kaiserlichen Reiterei, Vettius Praetextus aufgerückt. Wie stolz war mein Vater gewesen, jedem hatte er es erzählt. Mein Sohn, der Adjudant! Bei den Göttern, was schon hatte dies damals bedeutet! Nicht viel mehr, als das ich dem Vettius seine Rüstung brachte und Botengänge erledigte. Immerhin, ich sah dabei den Kaiser, denn

Vettius war sehr vertraut mit diesem. Ein Vorrecht, dass trotz der allseits bekannten Leutseligkeit des Kaisers Julian in Wirklichkeit nicht viele genossen.

Mein Vater, wie ich selbst hatte auch er Flavius geheiß, war ein gebildeter Mann gewesen und sicher deshalb ließ er mich von den besten Lehrern in Konstantinopel unterrichten. Ich hatte sogar das Privileg von Hauslehrern. So blieben mir wenigstens die häufigen Schläge erspart, die die Schüler einer freien Schule damals, wie auch heute noch, oft sinnlos ertragen mussten. Bei den Göttern, was waren dies für entsetzliche Menschen gewesen. Oft hatte ich das Gefühl gehabt, dass sie selbst nicht allzu viel wussten und daher das Wenige, was sie kannten, immer und immer wieder wiederholten. Die Reden eines Cato mit seinem Ewigen „ Carthago muss zerstört werden „ und all die Reden des Seneca, des Plivius, wie hatte ich es gehasst, sie wieder und wieder auswendig nachzuplappern. Wenigstens lernte ich so neben dem Griechischen auch die lateinische Sprache. Keiner meiner Lehrer jedoch, die meisten waren griechische Sklaven, die von ihren Besitzern gegen Geld verliehen wurden, hätte es sich getraut mich in unserem eigenen Hause zu schlagen, denn sie wussten, das meine Mutter von all dem Geschlage nichts hielt. Oft hatte ich sie daher mit Absicht zur Weißglut getrieben.

Meine Mutter hieß Helena, sie war eine feine, beinahe zartgliedrige Frau. Ich habe sie noch besser in Erinnerung als meinen Vater, vielleicht weil sie sich stets bei mir im Hause aufhielt, während mein Vater immer irgendwelchen Geschäften nachging, die ihn tagsüber in die Foren, des Nachmittags in die Thermen und Abends zu ungezählten Einladungen zum Essen in die Häuser seiner Geschäftspartner führten.

Noch heute wundere ich mich darüber, denn ein Senator durfte damals wie heute eigentlich keinen Geschäften nachgehen, die jenseits eines öffentlichen Amtes oder des Kriegsdienstes lagen. Wegen dieses Gebotes ließen die meisten Senatoren ihre einträglichen Geschäfte daher zumeist über ihre Freigelassenen laufen und zogen es vor, diese von Zeit zu Zeit zu überprüfen. Meinem Vater jedoch lagen die Geschäfte im Blut, er liebte es von ganzem Herzen zu feilschen und das Beste für sich heraus zu holen.

Unser Vermögen jedenfalls wuchs unaufhörlich und Vater investierte alles was er verdiente in den Kauf von Mietshäusern und Grundstücken. Als Kind hatte ich noch nicht gewusst, wie viel Häuser im teuren Konstantinopel uns eigentlich gehörten. Als Vater starb waren es beinahe fünfzig, nicht schlecht für jemanden, der keine Geschäfte machen durfte.

Mutter jedoch also war stets irgendwie da, immerfort konnte ich von irgendwoher im Hause ihre Stimme hören, die zahllose Anweisungen an die Sklaven erteilte. Ich weiß gar nicht mehr so genau, wie viele Sklaven es waren, nicht mehr als fünfzehn jedenfalls, direkt im Haus. Eigentlich waren es keine Sklaven, es waren eher die Mitglieder eines kleinen Dorfes mitten in der großen, unüberschaubaren Stadt Konstantinopel, die sich, miteinander eng und innig verschworen, hinter den dicken Mauern unseres schönen Hauses unweit des großen Hippodroms verschanzt zu haben schienen um glücklich zu sein.

Viele von diesen Menschen meiner Kindheit kannte ich schon nicht mehr mit Namen, überhaupt war meine Gedächtnis für Gesichter besser.

An einen von ihnen jedoch erinnerte ich mich noch sehr genau, er hieß Callus und stammte von der großen Insel Kreta. Callus war unbeschreiblich groß und wirkte wegen seiner Größe und seines einfachen Gesichts eher derb und grob, obwohl er einer der sanftmütigsten Menschen war, die mir je begegnet sind. Seine ganze Leidenschaft gehörte den Pflanzen und den Tieren, die Menschen dagegen, außer vielleicht die Kinder, waren nicht seine Sache. So oft es seine sonstigen Tätigkeiten zulies, kümmerte er sich um den kleinen Garten im Peristyl unseres Hauses und ich schwöre es bei den Göttern, er sprach mit den Pflanzen und brachte sie so dazu noch schöner zu werden, noch größer, noch liebevoller und zarter zu blühen und intensiver zu duften. Er wusste die Namen aller Pflanzen und zeigte mir deren Schönheit. Oft leistete ich ihm Gesellschaft wenn endlich meine trockenen, steifen Lehrer mit ihren immer gleichen Wiederholungen von Wörtern von mir abgelassen hatten und wenn er dann einen Moment Pause machte, erzählte er mir mit großer Begeisterung die Sagen unserer Heimat. Von Ariadne, Theseus und dem Minotaurus, von Ikarus, der der Sonne zu nah kam und brennend zu Boden stürzte, von den Abenteuern des Odysseus und den unzähligen Liebschaften und Verkleidungen des Gottes Zeus.

Meine Mutter nahm es lächelnd hin, denn sie sah meine vor Begeisterung glühenden Wangen. Dieselben Geschichten hatte auch sie gehört, als sie ein kleines Mädchen gewesen war.

Callus war auch immer dabei, wenn ich der Hitze der Stadt im Sommer entflohen und auf das Landgut meiner Großmutter reiste. Es war nur ein kleines Landgut, auf der anderen Seite des Marmarameeres gelegen, direkt oberhalb des Strandes mit einem herrlichen Blick über die unaufhörlich gegen die zerklüftete Küste anrollenden Wellen. Nie werde ich das leise

Rauschen vergessen, dass mich des Nachts in den Schlaf wiegte. Der Nachbar meiner Großmutter, er hieß Orontes, war ein Reiteroberst des Kaiser Konstantin gewesen und wusste herrliche Geschichten über die vielen Heldentaten des kaiserlichen Heeres im Allgemeinen und seine eigenen im Besonderen zu erzählen. Sicher war nur die Hälfte all seiner Abenteuer wahr, dennoch prägten seine Geschichten über den Mut der römischen Soldaten sich tief in mir ein. Orontes hatte zu seinem Leid keine Kinder, vielleicht daher freute er sich immer so über meine Besuche. Callus und er entfachten meine Liebe zu dem edelsten aller Tiere, dem Pferd. So oft es ging, brachte er mir geduldig den Umgang mit diesen schönen Tieren bei und schon mit zwölf Jahren war ich im Sattel so gut wie Orontes selbst. Jedenfalls sagte er selbst das, sicher um mich stolz zu machen, was ihm auch gelang. Manchmal ritten wir ganze Tage lang zu dritt am Strand entlang oder durch die lichten Pinienwälder. Ich genoss diese Tage sehr und noch mehr die Nächte, die Callus und ich im Stall des gütigen Orontes nahe bei den Pferden zubrachten. Das sanfte, satte Mahlen der Pferde Zähne, wenn sie ihre großen Mäuler tief in die Heuhaufen gruben, tröstete und beruhigt mich noch heute, wenn ich aus irgendeinem Grunde verzeifelt bin. Mein Vater betrachtete das Ganze mit Argwohn, doch meine Mutter wusste ihn stets zu beruhigen und sagte ihm, dass dies alles nur dazu diene, dass mein Körper und mein Geist sich durch dieses Leben gesund entwickeln würde.

Meine Kindheit war behütet, ja mehr als das, sie war glücklich. In den Mauern unseres Hauses und auf dem Landgut meiner Großmutter wuchs ich auf, umsorgt, umhegt von vielen liebevollen Menschen. Sicher daher kommt mein bis heute ungebrochener Glaube an das Gute im Menschen, mein Interesse an ihnen und mein Wunsch, deren Geschichten zu erspüren, nachzuvollziehen und so wie sie sind aufzuschreiben.

Wahrscheinlich auch deshalb wollte ich überhaupt mein Buch über den Kaiser Julian schreiben, denn niemand anderes als ihn hatte ich je so interessant, so beschreibenswert, so wertvoll und von guten Träumen für seine ihm anvertrauten Menschen empfunden, wie ihn.

Das Öllämpchen vor mir begann erneut unruhig zu flackern, sicher würde bald schon wieder das Öl zuneige gehen. Ich müsste endlich einmal eine größere Öllampe beschaffen.

Seufzend nahm ich ein kleines Kännchen und füllte die kleine Tonlampe von Neuem auf.

Schon war auch das Kännchen leer, auch dieses hatte Plivius zu füllen vergessen. Ich würde morgen früh wieder einmal ein ernstes Wort mit ihm reden müssen. Seltsam, das Plivius immer seine einfachsten Pflichten vergaß, er war eigentlich sehr intelligent.

Noch immer lag der Payprus unberührt vor mir. Das erste Wort? Wie würde es heißen.

Denk nach, Favius, denk nach. Konzentrier dich endlich!

Ich hatte gerade meinen ersten Bartwuchs abgenommen und auf dem großen Forum der Stadt die Toga des Erwachsenen angelegt, als meine Mutter Helena für mich völlig unerwartet starb. Es war seltsam, geradezu unwirklich, von einem Tag zum anderen wurde aus der stets lächelnden, blühenden, kraftvollen Frau ein immer durchsichtigerer Schatten. Sie legte sich in ihr Bett und wurde durchsichtig. Ärzte kamen und gingen, immer neue, immer andere, doch keiner von denen wusste, was zu tun war. Vater war verzweifelt, doch immer um Haltung bemüht, ließ er sich nichts anmerken. Die Schmerzen meiner Mutter mussten ungeheuer gewesen sein, manchmal in der nächtlichen Stille konnte ich ihre unterdrückten Schmerzensschreie hören, doch tapfer lag sie da und bemühte sich verzweifelt an ihrem Leben festhaltend von ihrem Bett aus die Geschäfte unseres Hauses wie gewohnt zu betreiben. Noch immer hörte ich am Tage ihre Stimme Anweisungen erteilen, doch wie anders klang sie, dünn, brüchig. Ausgerechnet gerade zu dieser Zeit hatte ich mich das erste Mal verliebt, richtig verliebt, wie dumm und blind war ich dadurch geworden für das Leiden und den schweren Abschied meiner Mutter von dieser Welt. Erstaunlich, ich weiß nicht einmal mehr den Namen jenes Mädchens, ich erinnere mich eigentlich nur noch an ihr prächtiges, langes, braunes Haar, das Funkeln ihrer dunkelbraunen Augen und das leichte Schwingen ihrer jungen, noch so mädchenhaft zarten Hüften. An dem Tag als meine Mutter starb, hatte ich noch bei ihr am Bett gesessen und ihr begeistert von dem Mädchen erzählt. Ich hatte sie gefragt, ob sie es störe, wenn ich jetzt zum Forum ginge, in der Hoffnung dieses Mädchen dort zu sehen. Nein, hatte sie gesagt, nein, nein, geh nur, mein kleiner Mann, geh nur und erzähl mir dann, ob du sie getroffen hast. Ich sah mit einem Male wieder ganz deutlich ihr Lächeln in jenem Moment, wie zum endgültigen Abschied drückte sie meine Hand in der Art, wie sie es so oft während all meiner Kindheitstage getan hatte, fest und sanft zugleich, mit einem ganz leichten Streicheln ihres zarten,

kleinen Daumens über meinen Handrücken. Fast meinte ich diese Berührung jetzt gerade zu spüren, hier in meinem nächtlichen Schreibraum.

Als ich damals traurig und natürlich ohne Erfolg vom Forum zurückgekehrt war, kam mir mein Vater weinend entgegen, nie zuvor und nie danach hatte ich ihn weinen sehen und schloß mich fest und lange in seine Arme. Ich weiß noch wie ungewohnt und beinahe bedrückend ich diese Berührung empfand. Mutter war gestorben. Tot lag sie da in ihrem Bett, beinahe wie schlafend. Ich heulte bald zwei Tage hindurch, zwei Tage an denen ich mein Zimmer nicht mehr verließ. Und dann, als mein Vater und ich ihrer Bahre zum Verbrennungsplatz folgten, waren da keine Tränen mehr übrig, alles um mich herum versank wie in einem Traum, das dort vorn konnte nicht meine Mutter sein. Wenn wir wieder heimkehren würden, würde sie dort wie immer in ihrem Stuhl sitzen, mit irgendeiner Handarbeit beschäftigt und uns fragen, was wir am Tage alles erlebt hätten.

Sehr viel Zeit später erst erfuhr ich, dass sie sich selbst von ihren Leiden erlöst hatte, Irgendetwas in ihrem Körper hatte sie von innen aufgefressen, sie hatte gewusst, dass es für sie keine Rettung mehr gab und Gift genommen. Ganz still war sie eingeschlafen, hinüber in die Unendlichkeit, in die ewige Vergängnis. Eines Tages, wenn meine Zeit gekommen wäre, würde ich sie vielleicht dort wieder treffen und mit ihr über all das sprechen, was wir uns nicht mehr hatten sagen können, an jenem Tage.

Mein Vater konnte über ihren Verlust nicht hinwegkommen. Entgegen den Gewohnheiten damals, hatten die beiden sich aus Liebe gefunden, nicht aus Verabredung ihrer Familien.

Nach ihrem Tod war er nicht mehr derselbe, nichts schien ihn wirklich mehr zu interessieren, stumm saß er da, im Garten und blickte auf die Rosen hinab, die Mutter so geliebt hatte. Über Nacht schien er ein alter Mann geworden zu sein. Das Haus war mit einem Male entsetzlich still geworden, viel zu still für einen jungen Mann wie mich. Ich glaubte zu ersticken in diesem Hause, das mit einem Male nicht mehr Schutz, sondern durch seine Trostlosigkeit und Ruhe, eine Bedrohung zu sein schien.

Damals war es noch mehr als heute, da die meisten Nachkommen des Adels ihr Seelenheil in irgendeinem dieser neuen christlichen Klöster zu hoffen finden, üblich, das die Söhne der römischen Patrizier ihre Laufbahn in der Armee begannen, bevor sie ein öffentliches Amt bekleiden durften und diese Gewohnheit und Sitte war mir damals mehr als Recht. In der Stadt gab es eine angesehene Reiterschule in der die zukünftigen Offiziere der zumeist